

HEYNE <

ULRIKA ROLFSDOTTER

BEUTE TANZ

KRIMINALROMAN

Aus dem Schwedischen
von Sabine Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Syndabarn* erschien erstmals 2022
bei Bazar Förlag, Stockholm.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 09/2023
Copyright © 2022 by Ulrika Rolfsdotter
Published in Agreement with Ahlander Agency
Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Julie Hübner
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design
unter Verwendung von © Shutterstock.com
(Sterryk, TWIN DESIGN STUDIO)
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-42903-1

www.heyne.de

Für meinen geliebten Vater Rolf
1943–2021

Prolog

Die Augustsonne geht über dem Bergkamm auf. Über dem braunen Wasser des Bålsjön tanzen bereits Insekten und Libellen im Licht des Morgens.

Ein Fuchsweibchen steht am Waldrand. Mit wachsamen Augen mustert es die Vögel und Fliegen, die über den drei Leichen am Ufer kreisen, wie sie sich auf die offen stehenden Augen stürzen, die Wunden. Der Geruch nach Blut mischt sich mit dem des Menschentieres, das sich in einem verlassenen Erdkeller in der Nähe versteckt, in dem sich normalerweise nur Mäuse aufhalten. Die Füchsin zuckt zurück und stößt einen warnenden Laut aus, bevor sie sich umdreht und Schutz im Wald sucht.

Der Junge im Erdkeller wacht von einem Geräusch auf. Am ganzen Körper zitternd, presst er sich an die kalte Wand, zieht die Knie unters Kinn und schlingt die Arme um die Beine. Er starrt zu der lilafarbenen Holztür, die auf der Innenseite kein Schloss hat und nur von einem Stein gehalten wird. Was ist das für ein Geräusch? Ist der Bär noch da, hat er die ganze Nacht da draußen gewartet? Es klang wie ein Schrei, aber Bären schreien doch nicht? Er schaudert. Und wenn es ein Myling ist? Er denkt an die Erzählungen seiner Großmutter von den Geistern ungetaufter Kinder, die von ihren Müttern umgebracht und im Wald vergraben worden waren. Er sieht

geradezu vor sich, wie sich die Tür öffnet, wie ein erdverschmiertes Kind mit leeren Augenhöhlen, in denen sich Würmer winden, hereinkriecht und ihn holen will, ihn für seine Sünden bestrafen will.

Gänsehaut breitet sich auf seinen Armen aus, seine Hose ist nass. Er wagt es nicht, sich zu bewegen, will nicht nach draußen gehen, will nicht sehen, was da schreit. Egal, ob es tot oder lebendig ist.

Jetzt hört er den Schrei wieder. Der Junge schlägt die Hände vors Gesicht und kneift die Augen zu, wiegt sich vor und zurück. Bitte, vergebt mir, betet er. Vergebt mir, lieber Gott und Jesus. Doch er weiß, dass es sinnlos ist, denn was er getan hat, ist unverzeihlich.

1

Sie rannte wie im Nebel. Stimmen riefen nach ihr, doch sie sah niemanden, spürte sie nur um sich herum. Gesichtslose Schatten.

Annie Ljung schlug die Augen auf und schnappte nach Luft. Ihr Mund war ausgetrocknet, sie hatte hämmernde Kopfschmerzen. Sie blinzelte, und ihr Sichtfeld klärte sich. Die Decke lag neben ihr, und sie merkte, dass sie nackt war.

Sie drehte den Kopf. Neben ihr lag Thomas, er wandte ihr den Rücken zu. Seine Brust hob und senkte sich. Die Erinnerung an den Abend zuvor kehrte zurück. Ein Bild nach dem anderen, wie Blitzlichtaufnahmen. Das Abendessen. Der Wein. Das Sofa. Die Küsse. Thomas' nackter Oberkörper.

Verdammt. Das hätte nicht passieren dürfen. Es war ihre Schuld. Sie hatte einen Fehler gemacht, sie allein. Einen verfluchten Riesenfehler.

Thomas bewegte sich nicht.

Vorsichtig drehte sie sich zum Nachttisch und sah auf ihr Handy. Eine Minute vor sieben. Thomas' Wecker würde bestimmt gleich klingeln. Es war Freitag, und sie mussten beide zur Arbeit.

Annie holte tief und lautlos Atem und setzte sich langsam auf. Ihre Kleider lagen auf dem Teppich vor dem Bett verstreut.

Ja, sie hatte es gewollt, aber nicht so. Sie war fest entschlossen gewesen, es endlich hinter sich zu bringen. Hatte Thomas gemerkt, wie betrunken sie gewesen war? Vermutlich nicht. Sie war schwer zu lesen, man wusste selten, was sie dachte oder empfand. Das hatten ihr schon viele gesagt, nicht nur Thomas.

Eine Erinnerung blinkte auf dem Handy. Der Termin mit ihrer Psychologin, um halb acht. Mist.

Sie wickelte sich in die Decke und stand auf, raffte leise ihre Kleider zusammen und schlich sich nach draußen in die Diele. Sie schob die Schlafzimmertür zu und zog sich an, holte Jacke und Handtasche und entriegelte vorsichtig die Wohnungstür.

Vor dem Haus schlug ihr bereits die Hitze entgegen. Das Sonnenlicht blendete sie schmerzhaft, die Luft war stickig. In ihren Schläfen pochte es, der Boden schien zu schwanken.

Als sie sich umsah, fiel ihr ein, dass ihr Auto noch vor der Gemeindeverwaltung auf der anderen Stadtseite stand. Auch gut, denn sie sollte jetzt sowieso besser nicht fahren. Rasch sah sie nach oben zu Thomas' Küchenfenster, bevor sie die Straße überquerte und zum Marktplatz eilte.

Das kleine Wartezimmer war leer, die Tür zum Therapieraum der Psychologin zum Glück geschlossen. Das Radio lief. Vermutlich sollte es alle Gesprächsfetzen übertönen, die eventuell nach draußen dringen könnten.

Annie hastete auf die Toilette. Ein bleiches Gesicht blickte ihr aus dem Spiegel entgegen, schwarze Wimperntusche auf den Wangen, die blonden Haare zerzaust und ungewaschen. Der Blick eines gehetzten Tiers.

Sie wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, holte den Kulturbeutel aus der Tasche, nahm zwei Schmerztabletten, bürstete sich die Zähne und trug frische Wimperntusche auf, bevor sie zurück ins Wartezimmer ging und sich in einen Sessel sinken ließ.

Die Uhr an der Wand zeigte zwanzig nach sieben. Ob Thomas mittlerweile aufgewacht war?

Sie nahm das Handy aus der Tasche, hatte jedoch keine verpassten Anrufe oder Nachrichten. Ich muss ihm etwas schreiben, muss mich irgendwie erklären, dachte Annie. So verhielt man sich nicht. Normale Menschen schlichen sich nicht einfach so davon.

Sie wollte gerade anfangen, eine Nachricht zu tippen, als die Tür zum Therapieraum geöffnet wurde und die Psychologin Ylva Persgård herauskam.

»Guten Morgen, Annie.«

Annie schob das Handy in die Handtasche und murmelte einen Gruß, dann schob sie sich an Ylva vorbei. Sie fürchtete, dass sie immer noch nach Alkohol roch, auch wenn sie sich die Zähne gebürstet hatte.

Sie setzte sich auf den Sessel in der Ecke bei der Stehlampe und legte die Jacke über die Armlehne. Sie versuchte, eine Haarsträhne aus der Stirn zu blasen, doch die klebte fest.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Ylva einen Notizblock zur Hand nahm und sich mit überschlagenen Beinen in den anderen Sessel setzte. Wie immer war sie sorgfältig gekleidet, in dunkelblaue Hosen und eine weiße Bluse. Das braune Haar trug sie mit Seitenscheitel und zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie war diskret geschminkt. Bisher hatte die Psychologin immer irritierend ruhig und gelassen gewirkt. Sie war

offensichtlich ein stabiler Mensch, das genaue Gegenteil von Annie.

Sie blinzelte in das Sonnenlicht, das durch das Fenster hereinfiel. Ylvas Blumen in den Töpfen sahen gesund aus und schienen über den Sommer nicht vertrocknet zu sein wie Annies. Die Psychologin kümmerte sich offenbar um ihre Pflanzen. Ob die ganze ausgeatmete Luft im Raum sie am Leben hielt? Alle unglücklichen Seelen, die hier saßen und ihre Angst ausatmeten, ihren Kummer, ihre Sorgen. Direkt in die Blumenerde.

»Willkommen zurück, Annie.« Ylva lächelte. »Sie haben sich die Haare wachsen lassen. Das steht Ihnen!«

Reflexhaft legte Annie den Kopf nach vorn, sodass ihr die Haare über die Schultern fielen und die Narbe am Hals verbargen.

»Danke«, murmelte sie. »Wie war Ihr Sommer?«

»Schön, danke. Ich war viel zu Hause, aber für ein paar Tage sind meine Kinder und ich zu meiner Familie nach Dalarna gefahren. Und Sie? Waren Sie zu Hause, oder sind Sie weggefahren?«

Annie verschränkte die Hände auf den Knien und schluckte gegen die Übelkeit an. Sie hatte immer noch Kopfschmerzen. Sollten die Tabletten nicht langsam wirken?

»Ich war die meiste Zeit zu Hause«, sagte sie. »Abgesehen von ein paar Tagesausflügen.«

»Das klingt nach einem ruhigen Sommer. Den haben Sie sicher gut brauchen können. Schade nur, dass das Wetter nicht besser war.«

Den ganzen Sommer über hatte es geregnet, doch ausgerechnet jetzt, da alle wieder arbeiten mussten, hatte eine Hitzewelle die Stadt erfasst.

»Wie ging es Ihnen in der letzten Zeit?« Ylva sah sie forschend an. »Sie wirken recht dünn, muss ich sagen.«

Annie nickte. »Ich hatte nicht viel Appetit.«

Es stimmte. Sie hatte abgenommen, das merkte sie an den Kleidern. Sicher hatte der Wein sie deshalb so unerwartet betrunken gemacht.

Ylva nickte.

»Ich verstehe. Und hatten Sie Angstattacken?«

»Ab und zu. Aber sie waren nicht schlimm.«

Annie sah zu dem Bild an der Wand, das aussah wie eine rosa Rose, deren Blätter sich nach außen auffalteten. Für Annie sah es wie ein weibliches Geschlechtsteil aus. Sie hatte aber nicht gewagt, Ylva zu fragen, was es eigentlich darstellte.

»Und sonst?«, fragte die Psychologin. »Schlafstörungen, Verdauungsbeschwerden, Schwindel?«

Annie wandte den Blick von dem Bild ab.

»Ich hatte viele Albträume. Immer denselben. Menschen, die mich jagen, Nebel, ich renne davon.«

»Das ist ganz normal, wir haben ja darüber gesprochen, wie Sie sich sicher erinnern«, antwortete Ylva. »Das wird mit der Zeit besser.«

Annie schluckte. Auf dem kleinen Tisch zwischen ihnen stand eine Karaffe mit Wasser, daneben zwei Gläser. Sie füllte eines mit Wasser und trank.

»Wie läuft es in der Arbeit? Sie sind doch noch beim Jugendamt?«, fragte Ylva.

Annie nickte. »Ich lasse es allerdings sehr ruhig angehen, versuche, mich nicht zu sehr in meine Fälle hineinziehen zu lassen. Nach den Geschehnissen im Frühjahr hat mein Chef ein Auge auf mich.«

Das Jugendamt in Kramfors war eine kleine Abteilung, nur sechs Sachbearbeiter und Sachbearbeiterinnen, von denen eine langfristig krankgeschrieben war. Die Gemeinde war klein, jeder wusste alles über jeden, es gab kaum Geheimnisse. Annie hatte bisher noch kein Wort über ihr Privatleben verloren, weshalb sie annahm, dass ihre Kollegen sie für verklemmt und komisch hielten. Doch das war es wert. Annie hatte ihre Gründe, die Kollegen auf Abstand zu halten, und die gingen nur sie etwas an.

Ylva nickte. Sie fand es auch gut, dass Annie sich mehr auf ihre Gesundheit konzentrierte. Die Arbeit mit hilfsbedürftigen Menschen war aufreibend, selbst für Leute, die nicht das erlebt hatten, was Annie durchgemacht hatte.

»Nachdem unsere letzte Sitzung schon eine ganze Weile zurückliegt, würde ich gern mit einer kurzen Zusammenfassung beginnen.« Ylva klappte ihren Notizblock auf.

In wenigen Sätzen rekapitulierte sie die Sitzungen aus dem Frühjahr. Sie hatten über Annies familiären Hintergrund gesprochen, die Vertretungsstelle beim Jugendamt, die Demenz ihrer Mutter, die traumatischen Ereignisse im Frühjahr. Das Verschwinden von Annies Cousine, ihr Tod, der Brand, in dem Annie beinahe umgekommen wäre.

»Wie geht es Ihrer Mutter? Zuletzt hatten Sie mit den Ärzten vereinbart, dass ihre Medikamente abgesetzt werden sollten. Habe ich das richtig in Erinnerung?«

Annie nickte. Nach diversen Gesprächen mit Birgittas Ärztin hatten sie sich darauf geeinigt, die Demenzmedikamente abzusetzen und zu sehen, ob Birgittas Verwirrung sich besserte. Annie hoffte, dadurch ein engeres Verhältnis zu ihrer Mutter aufbauen zu können.

Sie wusste nicht genau, wie die Psychologin es angestellt hatte, doch in der zweiten Sitzung hatte Ylva ihr entlockt, dass sie und ihre Mutter nicht mehr über die Vergangenheit hatten reden können. Über ihr angespanntes Verhältnis, das schon immer schwierig gewesen und nach allem, was im Gymnasium passiert war, noch komplizierter geworden war. Über die nie verheilten Wunden und die ganzen Fragen, die auf eine Antwort warteten. Zum Beispiel, dass Annie nicht wusste, was ihre Mutter eigentlich geglaubt und weshalb sie ihre Tochter damals mit 16 Jahren nach Stockholm geschickt hatte.

»Hat sich etwas verändert?«

Annie schüttelte den Kopf.

»Nein, aber es sind auch erst zwei Wochen.«

»Ich verstehe. Ich drücke Ihrer Mutter die Daumen. Was wollen Sie heute besprechen?«

»Ich weiß es nicht, es gibt so viel.« Annie seufzte.

Wieder sah sie Thomas' nackten Oberkörper vor sich und sein Gesicht, fühlte seine Umarmung. Sie roch seinen Geruch, spürte seinen Körper an ihrem, über ihr.

»Annie?«

Ylvas Stimme holte sie zurück in die Gegenwart.

»Entschuldigung, was haben Sie gesagt?«

Ylva lächelte.

»Sie waren ganz abwesend. Woran haben Sie gedacht?«

Annie trank einen Schluck Wasser, sah, wie ihre Hand um das Glas zitterte. Sie musste es Ylva erzählen. Sie würde sowieso über kurz oder lang fragen, wie es mit Thomas lief. Annie und er trafen sich seit Mai. Er kannte ihre Geschichte, ihre Probleme mit Nähe, und das respektierte er. Doch in letzter Zeit hatte Annie gemerkt, dass er gewisse Erwartungen hatte.

Und sie wollte sich ihm so gerne nähern, ihm vertrauen. Früher oder später würde er nicht mehr warten wollen, kein Mann hatte ewig Geduld. Sie hatte schon mit Männern geschlafen, mit jüngeren, die mehr oder weniger betrunken gewesen waren. So wie sie. Verliebt war sie in keinen gewesen.

Das alles hatte sie der Psychologin erzählt, die Annie ermutigt hatte, sich Thomas nüchtern zu nähern. *Sich ihren Ängsten zu stellen*. Darauf lief alles hinaus. Sie wusste, was eigentlich besser für sie war, und trotzdem hatte sie genau das Gegenteil getan.

Sie stellte das Glas ab und räusperte sich.

»Ich bin gestern über Nacht bei Thomas geblieben«, sagte sie leise.

Ylva lächelte erfreut.

»Ah ja? Und wie war es?«

Annie massierte sich die Schläfe. Was sollte sie darauf antworten? Sie wollte Ylva nicht enttäuschen, wollte ihr nicht erzählen, wie schlecht sie mit der Situation umgegangen war.

»Es gelingt einem meist nicht gleich beim ersten Versuch, sich seinen Ängsten zu stellen«, fuhr Ylva fort, als hätte sie ihre Gedanken gelesen. »Es ist ganz normal, dass man das Gefühl hat, gescheitert zu sein. Das Wichtige ist, dass wir erkennen, was Ihnen Schwierigkeiten bereitet, damit wir weiter daran arbeiten können.«

»Aber ich habe bestimmt schon alles kaputtgemacht!«, platzte Annie heraus. Ihre Kehle schnürte sich zu, und sie war den Tränen nah. »Ich habe alles falsch gemacht. Wir haben etwas gegessen und Wein getrunken, und ich war so nervös und

ängstlich und wollte es nur hinter mich bringen. Ich habe zu viel getrunken und trotzdem weitergemacht. Und jetzt weiß ich nicht mal mehr, was eigentlich genau passiert ist. Es sollte doch so schön werden, und jetzt fühlt es sich ganz schrecklich an. Wie immer habe ich Mist gebaut und versagt. Es tut mir leid.«

Ylva schüttelte den Kopf und lächelte wieder. Immer dieses freundliche Lächeln, das Annie nur noch niedergeschlagener machte.

»Sie sollen sich nicht bei mir entschuldigen, Sie machen das hier ja nicht wegen mir. Und das ist kein Versagen, sondern einfach nur der erste Anlauf. Beim nächsten Mal versuchen Sie es ohne Alkohol.«

Annie schüttelte den Kopf.

»Das wird nichts mehr mit Thomas.«

»Warum?«

Annie biss sich fest auf die Unterlippe, um nicht in Tränen auszubrechen.

»Als ich heute Morgen aufgewacht bin, hat er noch geschlafen, und ich bin gegangen, ohne ihn zu wecken. Das macht doch kein normaler Mensch, oder? Ich schäme mich so. Ich habe das Gefühl, als hätte ich ihn im Stich gelassen, als hätte ich ihn wie jemanden behandelt, der mir nichts bedeutet, obwohl er doch so viel mehr verdient.«

Ylva legte den Stift beiseite und verschränkte die Hände über dem Notizblock.

»In unseren bisherigen Gesprächen haben Sie Thomas als aufmerksamen und anständigen Mann beschrieben. Er versteht es sicher, Sie müssen ihm nur erklären, was in Ihnen vorgeht.«

Annies Magen verkrampfte sich wieder. Bei Ylva klang alles so leicht. Verdammt, was stimmte nur nicht mit ihr? Thomas war doch nicht gefährlich, er wollte nur das Beste für sie.

Sie hörte Ylva wie durch eine Glocke. Hörte, wie sie davon sprach, dass ihr erster Kontakt mit Intimität gewaltsam, sie unterlegen, machtlos und ohne Kontrolle gewesen war. Dass sie ihre Einstellung zu Nähe umprogrammieren und ein Gefühl der Kontrolle über die Situation empfinden müsse, ein Gefühl der Sicherheit. Und dass sie in diesen Situationen keinen Alkohol trinken sollte. *Face your fears.*

Sie legte die Finger über die Narbe unter ihrem Ohr, die ewige Erinnerung an den Tag, an dem alles anders geworden war. Den Tag, der ihr Leben in ein Davor und ein Danach geteilt hatte.

»Annie?« Ylva lächelte vorsichtig. »Wollen Sie es noch einmal mit Thomas versuchen?«

Annie blinzelte und blickte zur Uhr an der Wand. Die Zeiger und Ziffern verzerrten sich, wie ein Kunstwerk von Salvador Dalí. War er nicht verrückt geworden und hatte sich ein Ohr abgeschnitten? Nein, das war van Gogh gewesen.

Sie nickte.

»Ja, das will ich«, murmelte sie. »Aber ich weiß nicht, woher ich den Mut nehmen soll.«

»Wir Menschen tun alles, um Dingen aus dem Weg zu gehen, die uns unangenehm sind«, erklärte Ylva. »Wir wollen keine Angst oder Unbehagen empfinden. Wenn wir lernen, die Angst auszuhalten und sie zu beherrschen, dann wird sie normalerweise kleiner. Sie hatten bereits Sex. Sie haben sich Thomas geöffnet, sich Ihrer Angst gestellt, auch wenn Sie dabei nicht nüchtern waren. Das war ein erster Schritt. Machen

Sie einen neuen Versuch, wenn Sie sich bereit dafür fühlen. Nüchtern, damit Sie die Kontrolle über die Situation haben, wenn es auf Sex hinauslaufen sollte. Wie klingt das? Okay?«

Annie nickte.

»Dann sehen wir uns nächsten Freitag, passen Sie auf sich auf.«

Annie sah wieder zur Uhr. Die fünfundvierzig Minuten waren schon vorbei.

»Bis nächsten Freitag. Wenn ich bis dahin nicht verrückt geworden bin und mir ein Ohr abgeschnitten habe.« Sie streckte sich nach ihrer Tasche und machte sich auf den Weg.

2

Auf dem Weg zurück zum Streifenwagen balancierte Sara Emilsson zwei Kaffeebecher übereinander. Ihr Kollege Hans Nording telefonierte gerade, nickte aber dankbar und nahm ihr einen Becher ab.

Sara nippte an dem heißen Kaffee und wartete darauf, dass Nording das Gespräch beendete. Ein paar Schulkinder gingen vorbei, und zu ihrem großen Entzücken schaltete Sara das Blaulicht ein. Sie jubelten und freuten sich, und Sara winkte ihnen zu. Sie lächelte ihrem älteren Kollegen zu, doch dieses Mal erwiderte er das Lächeln nicht, sondern lauschte konzentriert.

Hans Nording war ein erfahrener Ermittler und ihr zuverlässigster Kollege. Er war ruhig, sachlich und unglaublich geduldig. Während ihrer ersten Jahre bei der Polizei von Kramfors war er ihr Ausbilder gewesen, und sie hatte immer großes Vertrauen zu ihm gehabt. Für sie war er immer mehr als ein Kollege gewesen. Auf endlosen Fahrten durch die ganze Provinz hatten sie über alles zwischen Himmel und Erde geredet. Sie waren Freunde geworden, manchmal sogar eher wie Vater und Tochter und nicht wie Kollegen.

Nording hatte ihre Reaktion auf die unangenehmen Situationen gesehen, in die sie geraten waren. Er hatte sie in ihren besten und schlechtesten Momenten erlebt, war immer da ge-

wesen, um sie zu beraten und zu trösten. Doch seit dem Ende der Ferien wirkte er abgelenkt. Vor dem Sommer hatte er erzählt, dass sein neunzigjähriger Vater krank geworden war und er deshalb vorzeitig in den Ruhestand gehen würde. Doch Sara vermutete, dass eher die Ereignisse im Frühjahr der Grund waren, als er in dem Fall eines verschwundenen Teenagers einen schwerwiegenden Fehler gemacht hatte. Eine lange Karriere mit einem Misserfolg zu beenden, war sicher nicht einfach.

Nording hatte bestimmt, dass Sara ihm als zuständige Beamtin für Vernehmungen von Kindern und Jugendlichen nachfolgen sollte, und ihr Vorgesetzter hatte dem zum Verdross der anderen Kollegen nachgegeben. Nording hatte mehr als einmal betont, wie zufrieden er war und dass er dem Herbst des Lebens jetzt in Ruhe begegnen könne.

Sara sah ihrer neuen Position mit gemischten Gefühlen entgegen. Die einzige Frau unter lauter Männern zu sein, war schon nicht einfach, trotz aller Bemühungen um Gleichberechtigung. Es reichte ganz offensichtlich nicht, dass sie Talent für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gezeigt hatte und meist schnell eine Verbindung zu ihnen aufbauen konnte, dass sie völlig auf die Arbeit konzentriert war und ihr oft Dinge gelangen, an denen die männlichen Kollegen scheiterten. Worauf diese wiederum mit Sticheleien reagierten und ihr unterstellten, sie hätte mit irgendwem geschlafen, um den Job zu bekommen, oder Nording sei in sie verknallt, in eine Kollegin, die seine Tochter sein könnte. Sie hätten nicht falscher liegen können. Außerdem war es eine Beleidigung Nordings, der sich ihr gegenüber oder im Dienst generell niemals unpassend verhalten hatte. Er hatte sie immer wie alle

anderen behandelt, war ihr nie zu nahe getreten, hatte keine unpassenden Witze gerissen.

Nording beendete das Telefonat und seufzte.

»Eine Frau aus Bollsta hat zum hundertsten Mal beim Revier angerufen, sie hätte in der Nachbarwohnung ein Kind schreien gehört, tagelang. Jetzt sei es aber still, und sie hätte das Paar, das dort wohnt, schon länger nicht mehr gesehen. Sie fand das komisch, normalerweise sei dort immer die Hölle los. Ich weiß, wen sie meint, das sind bekannte Junkies. Wir müssen das übernehmen, alle anderen sind unterwegs.«

Die Farbe blätterte von der Fassade des dreistöckigen Mietshauses. Die Haustür war unverschlossen, und Sara folgte Nording ins Treppenhaus. Die Nachbarin, die die Polizei gerufen hatte, hatte sie offenbar gehört, denn eine grauhaarige alte Frau sah aus der ersten Tür rechts.

»Da oben, die mittlere Wohnung«, sagte sie nur und schloss rasch wieder die Tür.

Sara ging voraus und klingelte. Sie hörten, wie der Ton in der Wohnung widerhallte und dann erstarb. Ein Klicken war aus dem Stockwerk unter ihnen zu hören, und Sara vermutete, dass die alte Frau immer noch lauschte.

Sie klingelte noch einmal. Nichts rührte sich. Vorsichtig spähte sie durch den Briefschlitz. In der Diele lag Reklame und Post auf einem Haufen. Es gab keinen Teppich, und sie sah Staub und Schmutz. Und dann nahm sie den unverkennbaren Geruch wahr.

Sara legte die Hand auf die Türklinke und drückte sie vorsichtig. Nicht abgesperrt. Sie nickte Nording zu und zog dann vorsichtig die Tür auf.

Der Gestank schlug ihnen mit voller Kraft entgegen. Was sich auch immer in der Wohnung befand, es lebte nicht mehr, so viel war klar. Trotzdem mussten sie die Räume durchsuchen.

Nording zog seine Waffe und trat in die Diele. Er blieb an einer halb geöffneten Tür stehen, und Sara sah ein Beinpaar. Nording schob die Tür auf und verzog das Gesicht. Dann bedeutete er ihr, näher zu kommen.

Ein Mann in schmutzigen Jeans und weißem Unterhemd lehnte an einer Badewanne. Der Oberarm war noch mit einem gelben Plastikriemen abgebunden, die Spritze lag auf dem Boden. Im Mundwinkel stand Schaum, die Augen blickten starr ins Leere.

»Das ist Perra.« Nording seufzte ergeben und ging zu dem Toten, überprüfte vorschriftsmäßig Puls und Atmung, auch wenn der Mann offensichtlich tot war.

Sie gingen weiter in die Küche, Nording immer noch mit gezogener Waffe. Junkies hatten Freunde, und es konnte immer passieren, dass man auf weitere zugehörnte oder gewalttätige Personen stieß. An der Wand lehnte ein brandneues Mountainbike, sicher gestohlen. Auf der Arbeitsfläche in der Küche standen Bierdosen und schmutziges Geschirr. Vor dem Fenster hing eine schiefe Gardine, und auf dem Küchentisch stand eine Pfanne mit eingetrockneten Wurstscheiben.

Sie gingen weiter ins Wohnzimmer. Auf dem braunen Ledersofa lag eine Frau in T-Shirt und Unterhose auf dem Rücken. Sie wandte ihnen den Kopf zu. Ganz offensichtlich war sie an ihrem eigenen Erbrochenen erstickt. Die Wangen waren eingefallen, die Augen leblos.

»Verdammt«, murmelte Nording und schüttelte den Kopf.
»Das ist Lotten, Perras Freundin. Sie war erst kürzlich in der

Entzugsklinik Svanudden. So eine Scheiße.« Er überprüfte auch bei der Frau Puls und Atmung.

Sara betrachtete den mageren Körper der Toten. Solche Todesfälle waren leider nichts Ungewöhnliches, nachdem die Süchtigen einen Entzug gemacht hatten. Sie hatten einen Rückfall, und aus alter Gewohnheit spritzten sie sich dieselbe Menge wie vor dem Entzug. Die Menge war dann zu stark für den entgifteten Körper, und sie starben an einer Überdosis. Aus einem ersehnten Trip wurde die letzte Reise.

Sara riss den Blick von der Frau los und sah sich in der Wohnung um. Gegenüber dem Wohnzimmer befand sich noch ein Raum. Die Tür stand offen, und Sara sah ein ungemachtes Doppelbett. Sie betrat das Zimmer. Das Bett war leer. Da entdeckte sie ein blau gestrichenes Babybett am Fenster.

Ein eiskalter Schauer überlief ihren Rücken. Mit zwei raschen Schritten war sie bei dem Babybett, zuckte dann aber wieder zurück. In ein Laken gewickelt lag ein Baby. Sein Gesicht war von festen, roten Klumpen bedeckt. Die Augen waren geschlossen, die Haut bläulich-weiß. Auch das Bett war voller roter Flecken.

Sara spürte, wie ihre Kehle eng wurde. Sie schlug die Hand vor den Mund und kämpfte gegen die aufsteigende Panik an. Sie wollte sich bewegen, doch ihre Füße waren wie gelähmt. Als Nording an ihr vorbei an das Babybett trat, kehrte das Leben in ihre Beine zurück, und sie eilte aus der Wohnung.

Wieder im Freien kämpfte Sara gegen die Übelkeit. Ihr Herz schlug schnell und hart. Der Anblick des Babys, das in seinen eigenen Ausscheidungen lag, das einsam geweint und geschrien hatte, hatte sich auf ihrer Netzhaut eingebrannt.

Sie musste sich zusammenreißen. Nording wusste, dass sie mit toten kleinen Kindern nur schwer zurechtkam und diese sie noch lange verfolgten. Aber sie musste zeigen, dass sie einen besseren Umgang damit gefunden hatte. Sie atmete ein paarmal tief durch und sah zu dem Mietshaus. Hinter einer Gardine sah sie einen Schatten, vermutlich die alte Nachbarin. Sie musste zurück in die Wohnung. Nording und sie mussten den Vorfall bei der Leitstelle melden, die Abholung der Leichen organisieren und alles absperren. Man haute nicht einfach ab und ließ einen Kollegen zurück.

Ihr Handy klingelte, es war Nording. Sie wollte ihm gerade sagen, dass sie unterwegs war, doch er kam ihr zuvor.

»Das Baby lebt!«, rief er. »Der Krankenwagen ist unterwegs.«

Sara schloss die Augen.

Nachdem die Sanitäter das Kind geholt und abtransportiert hatten, legte Nording ihr eine Hand auf die Schulter. Sein Blick war mitfühlend, nicht vorwurfsvoll.

»Das Blut war schuld«, murmelte sie. »Das Blut und der weiße kleine Körper.«

Nording schüttelte den Kopf. »Das war kein Blut, Sara. Das hier lag unter dem Babybett auf dem Boden.«

Sara starrte auf den Gegenstand in Nordings Hand.

»Marmelade?«, sagte sie ungläubig.

Nording packte kameradschaftlich ihre Schulter.

»Der Schein kann trügen. Die Sachen sind nicht immer so, wie sie aussehen. Man muss immer genau hinsehen, egal, wie schlimm es ist. Vergiss das nie.« Er strich ihr über den Rücken. »Du musst einen Weg finden, damit klarzukommen. Sonst wirst du nicht mit Schwerverbrechen arbeiten können.«

3

Eddie Bylund saß im feuchten Gras und warf Steinchen ins Wasser. Plopp, plopp. Er schaute zu, wie sie auf den Grund des flachen Hummelbäcken sanken, der aus dem Wald in den Bålsjön floss.

Ein niedliches kleines Eichhörnchen hatte ihm Gesellschaft geleistet. Es war so nahe gekommen, dass er es fast hätte streicheln können, und es hatte ihn mit seinen großen schwarzen Knopfaugen angesehen.

Als es davonsprang, fühlte Eddie sich wieder allein. Er wünschte, er wäre ein Eichhörnchen, würde im Wald wohnen, auf die höchsten Kiefern klettern und hoch über den Boden fliegen. Obwohl Eichhörnchen vielleicht auch Todesangst hatten im Wald, unter den ganzen wilden Tieren.

Die Sonne schien mittlerweile warm, er zog seinen Kapuzenpullover aus und band ihn um die Taille. Dann sah er auf sein Handy, auch wenn er wusste, dass er keine neuen Nachrichten bekommen hatte. Seine Mutter dachte, er wäre in der Schule, aber da war er schon die ganze Woche nicht gewesen, und in der Schule schien es niemanden zu kümmern. Vielleicht hatten sie gar nicht gemerkt, dass er nicht da war. Niemand vermisste Eddie Bylund, weder seine Mutter noch die Schule noch Isabella. Magdalena Enghed hatte ihn angerufen, aber er war nicht rangegangen. Er wusste, was sie wollte,

aber er wollte nicht mit ihr reden. Nur mit Isabella wollte er sprechen. Deshalb war er hergefahren. Er hatte gehofft, dass sie nach ihm suchen würde, dass sie zu dem krummen Apfelbaum mit dem großen Loch im Stamm kommen würde. Es war ein richtiger Limonadenbaum. Ihr Baum, in dem sie früher immer Geschenke füreinander versteckt hatten. Ihr geheimer Platz, zu dem sie als Kinder immer mit dem Fahrrad gefahren waren. Und zu dem sie jetzt nicht mehr fuhren.

Mittlerweile war der Baum alt und verfault, doch man sah immer noch, was er und Isabella in die Rinde geritzt hatten. *E Herz I.* Jeden Tag hatte er seit dem Konfirmandenlager hier gegessen. Eine Woche war vergangen, seit alles so katastrophal schiefgelaufen war.

Jetzt war Freitag. Am Sonntag fand der Konfirmationsgottesdienst statt und morgen die Bibelabfrage. Man würde ihnen Unmengen Fragen stellen, und er wusste die Antwort auf keine einzige. Nichts, was man ihnen im letzten Jahr beigebracht hatte, hatte er sich merken können. Die ganze Kirche würde ihn für einen Idioten halten. Er würde vor dem Pfarrer stehen und stottern, und alle würden ihn auslachen.

Er suchte das letzte Bild von Isabella im Handy, bevor alles anders geworden war. Er sah Bellas lange, dunkle Haare, die ihr über die Schultern fielen, die langen Wimpern und die goldbraunen Augen, die ihn funkelnd ansahen. Und er konnte sich ihr Lachen vorstellen, das er so lange nicht mehr gehört hatte. Sie war so schön, und er so hässlich und eklig. Natürlich schämte sie sich wegen ihm, wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Sie war seine einzige Freundin gewesen. Sein erster Kuss, sein einziger, beim Baum. Zehn Jahre waren sie alt gewesen.

Er erinnerte sich an ihre weichen Lippen, wie sie sich auf seinen angefühlt hatten. Wie es im ganzen Körper gekribbelt hatte. Seit er nach Lugnvik gezogen war, waren sie befreundet, hatten jeden Tag miteinander gespielt, acht Jahre lang. Doch jetzt wollte sie nichts mehr von ihm wissen, tat so, als würde sie ihn nicht kennen. Wie konnte sie ihm das nur antun?

In der Siebten hatte alles angefangen. Da hatte sich Isabella verändert. Aber sie war kein gemeiner Mensch, nein, es war Vendela, die den Ton angab. Die anderen hatten sie ihm weggenommen. Wegen ihnen war er ihr egal geworden, wegen ihnen war sie jetzt gemein. Zum Beispiel, als er zu schwitzen und zu stinken anfang, sich aber kein Deo leisten konnte, weil Mama ja ihre verdammten Zigaretten kaufen musste. Oder als sie seine Tasche versteckten und seine Schuhe in den Schnee warfen, seinen Kopf in die Toilette tauchten. *Bis ganz nach unten*. Als er den Ball beim Brennball verfehlte, als er beim Orientierungslauf als Letzter ins Ziel kam, weil sie die Kontrollpunkte versteckt hatten. Als sie ihn auf dem Klo einschlossen, als sie Hundescheiße in seinem Rucksack versteckten. Isabella hatte dabei nicht mitgemacht, die anderen aber auch nicht aufgehalten.

Als er gehört hatte, dass Isabella sich konfirmieren lassen wollte, hatte er sich ebenfalls dafür entschieden. Nicht weil er an Gott glaubte, wer tat das schon? Sondern wegen Isabella. Aber er war so unglaublich dämlich gewesen zu glauben, dass sich dadurch irgendetwas verändern würde. Und im Sommerlager hatte er dann seine Strafe bekommen.

Die Pfarrersfrau hatte ihn an jenem Morgen im Wald gefunden. Alle hatten gesehen, dass er sich vollgepinkelt hatte. Vendela warf ihm ihr teuflisches Lächeln zu und flüsterte ihm

ins Ohr, wie schade es doch sei, dass er es geschafft hätte, die Nacht zu überleben, denn beim nächsten Mal würde es noch schlimmer werden. Und da brannte eine Sicherung in seinem Kopf durch. Er musste sich rächen, er wusste nur noch nicht wie.

4

Als Annie ins Büro kam, war es fünf nach halb neun, die Morgenbesprechung hatte bereits begonnen. Vor der Tür zum Konferenzraum blieb sie stehen und warf einen raschen Blick in ihren Taschenspiegel, atmete tief durch und trat ein.

Ole, Putte, Tjorven und der Teamleiter Claes Nilsson saßen um den länglichen Konferenztisch. Sie entschuldigte sich murmelnd für die Verspätung und setzte sich auf ihren üblichen Platz. Ole lächelte sie an, und Annie merkte, dass sie den fröhlichen Mann aus Norrland über den Sommer vermisst hatte.

»Hallo, Annie«, sagte ihr Chef. »Wir haben gerade über das bevorstehende Wochenende gesprochen. Man hat uns wiederholt wegen der Jugendlichen angerufen, die im Park beim Pavillon herumhängen. Es ist eine weitere Hitzewelle angekündigt, und wir wissen ja, wie es dann wird. Könntet ihr, Putte, Ole und du, dort heute mal vorbeigehen und euch einen Überblick über die Lage verschaffen?« Er rollte die Ärmel seines hellblauen Hemdes hoch, das unter den Achseln bereits kleine Schweißflecke hatte, und sah in seine Unterlagen. »Die nächste Woche wird voll«, sagte er. »Wir haben Ausschusssitzungen, Teambesprechungen, Kooperationstreffen und Abstimmungsgespräche mit der Polizei. Dann werden wir unsere Sicherheitsabläufe überprüfen, damit sich alle bei der Arbeit gut und

sicher fühlen. Am nächsten Donnerstag wird es für die ganze Kommunalverwaltung eine Fortbildung zum Thema *Bedrohung und Gewalt am Arbeitsplatz* geben. Die Veranstaltung ist obligatorisch, und ihr könnt jetzt schon anfangen, euch mit dem Thema Sicherheit in eurem Bereich zu beschäftigen. Wir wollen keine weiteren Vorfälle, nur weil jemand vergessen hat, den Notknopf zu einem Hausbesuch mitzunehmen. Man weiß nie, wann es kritisch wird.« Claes holte ein Taschentuch hervor und putzte seine angelaufenen Brillengläser.

Annie sah mit enger Kehle auf die Tischplatte. *Bedrohung und Gewalt*. Selbstverteidigungsübungen, bei denen man vielleicht festgehalten wurde.

»Ganz schön stickig hier drin, oder?«, sagte sie und stand auf. Claes sprach weiter, und sie hoffte, dass niemand sah, wie ungeschickt sie mit ihren verschwitzten Händen am Fenster hantierte. Sie stellte es auf Kipp, setzte sich wieder und wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab.

Rundum wurden die Aufgaben verteilt. Claes hielt ein Blatt Papier in die Höhe.

»Eine Meldung wegen Verdachts auf Vernachlässigung ist eingegangen. Aber wenn ihr ausgelastet seid, hat das vielleicht Zeit bis Montag, wenn wir die neu eingetroffenen Fälle verteilen?«

Annie streckte die Hand aus.

»Ich kann mich darum kümmern.«

Claes schob ihr das Formular zu.

»Es scheint, wie gesagt, nicht so dringend zu sein, nächste Woche reicht. Du kannst ja jetzt schon mal den Kontakt herstellen, wenn du möchtest. Beim Hausbesuch nimm aber einen von den anderen mit.«

Annie überflog das Formular. Magdalena Enghed, Pfarrerin, hatte sich wegen eines vierzehnjährigen Jungen gemeldet. Bisher hatte Annie sich in ihrer Laufbahn nur wenig um Fälle gekümmert, in denen es um Kinder gegangen war. Bei ihrer letzten Stelle in Stockholm hatte sie nur mit misshandelten Frauen zu tun gehabt, die oft drogensüchtig und psychisch krank gewesen waren. Doch sie hatte sich schnell auf die Arbeit beim Jugendamt eingestellt.

»Annie hat am Wochenende ihren ersten Bereitschaftsdienst, und ich bin im Hintergrund zur Stelle. Euch anderen wünsche ich schon mal ein schönes Wochenende. Morgen sollen es bis zu dreißig Grad werden«, beendete Claes die Besprechung und klappte seinen Laptop zu.

Annie ging in ihr Büro, schloss die Tür und holte das Handy aus der Tasche. Eine neue Nachricht, von Thomas. Natürlich hatte er zuerst geschrieben. Sie holte tief Luft und wollte die SMS gerade lesen, als es klopfte. Reflexartig schob sie das Handy wieder in die Tasche.

Claes steckte den Kopf durch die Tür.

»Hast du einen Moment?«

»Natürlich, komm rein.«

Claes schloss die Tür hinter sich, setzte sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich wollte nur mal nachfragen, wie du dich vor dem ersten Bereitschaftsdienst fühlst. Alles in Ordnung?«

»Ja, mach dir keine Gedanken.«

Claes wirkte nicht gänzlich überzeugt.

»Okay. Aber du weißt, dass du jederzeit anrufen kannst, ja? Mein Handy ist eingeschaltet.«

»Ja, danke, das weiß ich«, murmelte sie.

Claes wirkte, als wolle er aufstehen, blieb dann aber doch sitzen und räusperte sich.

»Ich habe irgendwie ein schlechtes Gewissen. Im Frühjahr haben wir dich hier ins kalte Wasser geworfen, und jetzt war Sommer und alle waren im Urlaub, und ich habe gar nicht nachgefragt ... Ich habe das Gefühl, mich nicht besonders gut um dich gekümmert zu haben. Du wurdest kaum eingearbeitet, es war so stressig im Frühjahr, und ich musste eine Vertretung für Helena finden und ...«

Annie schüttelte abwehrend den Kopf.

»Danke, Claes. Aber du musst kein schlechtes Gewissen haben, nicht wegen mir. Ich brauchte ja Arbeit, du hast mir also einen Gefallen getan.«

Claes wischte sich wieder die Stirn ab.

»Wie läuft es bei der Psychologin?«

»Gut.«

Claes nickte wohlwollend. Nachdem ihre Krankschreibung im Frühjahr ausgelaufen war, hatte er ihr mitgeteilt, dass er einige Psychologentermine für sie vereinbart hatte, und dass das über die Betriebskrankenversicherung lief. Zuerst hatte sie protestiert und gesagt, sie würde das aus eigener Tasche bezahlen, weil es sich ja auch um private Angelegenheiten handelte, doch Claes hatte nicht nachgegeben. Er kannte zwar nicht die ganze Wahrheit hinter Annies Krankschreibung, aber er hatte keine Fragen gestellt.

Ihr Chef stand auf und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Ich hoffe, du merkst, dass du mir wichtig bist. Ich will wirklich für meine Leute da sein.«

Annie versteifte sich unter der Berührung, zwang sich

jedoch, die Hand nicht abzuschütteln. Claes meinte es gut mit ihr, im Unterschied zu anderen Männern, die sie als Machtdemonstration und nicht aus Fürsorge angefasst hatten.

Sie nickte ihm zu. »Danke, Claes. Ich weiß das sehr zu schätzen.«

»Gut. Ab Montag sitzt du in Lisbeths Büro, da Helena ja wieder zurückkommt. Im Abstellraum neben dem Archiv sind noch ein paar leere Umzugskartons.«

»Ich muss nicht so viel umziehen, das meiste hier gehört Helena. Ich bin ja quasi mit leeren Händen gekommen.«

»Stimmt.« Claes lächelte.

Nachdem er gegangen war, holte Annie das Handy wieder hervor. Ihre Finger zitterten, als sie die Nachricht öffnete.

Danke für den schönen Abend! Ich habe dich heute Morgen vermisst. Heute Abend kommen die Mädchen, aber wir können am Wochenende ja mal telefonieren? Kuss, T.

Annie biss sich auf die Unterlippe. Sie wusste nicht, was sie erwartet hatte, die Nachricht war kurz und schwer zu interpretieren. Kein Kommentar dazu, dass sie einfach gegangen war. Nichts zu der gemeinsamen Nacht. Aber wenigstens auch keine Vorwürfe. Was sollte sie ihm antworten? Thomas' Töchter waren jede zweite Woche von Freitag bis Freitag bei ihm. Sie waren schon im Teenageralter, hatten die Scheidung der Eltern einigermaßen verkraftet, und jetzt war Thomas in den Wochen, in denen die Mädchen bei ihm waren, voll und ganz für sie da. Über das, was gestern passiert war, konnten sie definitiv nicht reden, wenn seine Kinder bei ihm waren. Annie hatte sie noch nicht kennengelernt, das hatte bisher noch nicht

einmal zur Debatte gestanden. Als ob sie und Thomas sich unausgesprochen einig wären, dass es dafür noch zu früh war. Und wäre jemals der richtige Zeitpunkt, wenn sie sich weiterhin so distanziert verhielt?

Annie lehnte sich zurück und schloss die Augen. Atme, ermahnte sie sich.

Nach ein paar langsamen Atemzügen öffnete sie die Augen und tippte eine Antwort.

Tut mir leid, dass ich einfach gegangen bin, ich wollte dich nicht wecken. Bis bald! Kuss, A.

Annie las noch einmal, was sie geschrieben hatte. Das musste reichen, den Rest sollten sie unter vier Augen besprechen. Bevor sie es sich anders überlegen konnte, schickte sie die Nachricht ab und legte das Handy weg.

Während der Rechner hochfuhr, las sie die Meldung wegen Kindesvernachlässigung, die sie aus der Besprechung mitgenommen hatte. Sie hatte sich geirrt, Magdalena Enghed war nicht selbst Pfarrerin, sondern die Frau des neuen Pfarrers in Bjärträ, Jakob Enghed. Die Meldung betraf ein Mitglied der Konfirmandengruppe, den vierzehnjährigen Eddie Bylund. Sie beinhaltete den Verdacht auf Vernachlässigung und mangelnde Fürsorge durch die Mutter. Der Vater war unbekannt.

Die Meldung enthielt nur die ersten sechs Ziffern der Personenummer des Jungen, darüber hinaus aber wenigstens die Telefonnummer seiner Mutter Tina Bylund. Sie wohnten im Tornvägen in Lugnvik, das ein paar Kilometer südlich von Lockne am Fluss lag.

Annie loggte sich in die Datenbank ein und suchte nach der Personennummer. Sie fand einen drei Jahre alten Eintrag und klickte darauf. Eine Nachbarin hatte gemeldet, dass Eddie eine Katze aus der Nachbarschaft gequält hatte. Annie wusste nur zu gut, was das bedeuten konnte und wie das in einer Ermittlung klang. Kinder, die vor dem zwölften Lebensjahr gewalttätig waren, mangelnde Empathie oder anderweitig abweichendes Verhalten zeigten, musste man immer im Auge behalten. Das konnten Indikatoren für beginnendes antisoziales Verhalten sein. Aber ihr war auch klar, dass sie auf vieles hindeuten konnten. Man durfte sich nicht allein auf das Verhalten des Kindes beschränken, das ein Hinweis darauf sein konnte, dass zu Hause etwas nicht in Ordnung war. Gewalt, Drogen, sexueller Missbrauch. Da ging es oft um Kinder, die zu Hause schlimme Dinge erlebt hatten.

Magdalena Enghed hatte nur eine Festnetznummer angegeben, was heutzutage sehr selten vorkam. Und was machte eine Pfarrersfrau eigentlich den ganzen Tag? Hatte sie irgendwo einen eigenen Job, oder war sie auch bei der Kirche angestellt? Das Jugendamt arbeitete oft mit der Kirche zusammen, doch bisher war Annie noch nicht an einem gemeinsamen Fall beteiligt gewesen.

Sie wählte die Nummer der Pfarrersfrau. Es läutete, dann schaltete sich ein Anrufbeantworter ein. Annie hinterließ keine Nachricht, sie würde es später noch einmal versuchen.

5

Sara schloss die Tür auf und trat in die Diele ihrer Zweizimmerwohnung in der Hällgumsgatan. Die Luft war stickig. Sie zog die Schuhe aus und ging in die Küche, um das Fenster zu öffnen. Das Thermometer zeigte zweiundzwanzig Grad für draußen und fünfundzwanzig für drinnen an. Die Wohnungen waren erst kürzlich renoviert worden, doch an der Lüftung hatte man offenbar nichts gemacht. Musste sie etwa schon wieder anrufen und sich beschweren?

Sie ging zur Spüle und drehte den Wasserhahn auf, spritzte sich kaltes Wasser auf den Hals, spürte, wie müde sie war. Den halben Tag hatte sie mit dem Bericht zu dem Einsatz in der Wohnung mit dem toten Junkiepäarchen verbracht. Sie hatte lange dafür gebraucht, und der Anblick des Säuglings im Babybett verfolgte sie immer noch.

Von einem seiner Kontakte im Krankenhaus hatte Nording erfahren, dass das Kind, ein Mädchen, überleben würde. Sein Zustand sei immer noch kritisch, aber stabil. In Blaulichtkreisen wusste man, wie wichtig ein Abschluss war. Alle kannten das Gefühl, ein Kind zu finden, das weggelaufen war, oder einen dementen alten Menschen, der sich im Wald verirrt hatte. Und wie es sich anfühlte, beim Warten auf den Krankenwagen jemandes Hand zu halten und hinterher zu erfahren, wie es den Menschen ging, die beinahe gestorben wären.

Ihr Magen knurrte. Sara verdrängte alle Gedanken an die Arbeit und öffnete den Kühlschrank. Bis auf einen alten Käse, der bereits schimmelte, und ein halbes, in Plastik verpacktes Sandwich, das auch nicht besonders appetitlich aussah, war er leer. Im obersten Fach stand ein Proteindrink. Sara schraubte den Verschluss ab und trank alles in einem Zug aus, während sie aus dem Fenster auf das gelbe Hochhaus gegenüber sah, und auf den Beton, der in der Wärme flimmerte. Morgen würde sie nach Lockne fahren und das Sommerhaus für den Herbst vorbereiten, ein paar Würstchen über dem Lagerfeuer grillen und vielleicht sogar im Fluss baden. Sie war keine Winterschwimmerin, weshalb es bei den warmen Temperaturen am Wochenende sicher für dieses Jahr ihr letzter Ausflug ins Wasser sein würde.

Die Hütte gehörte ihr erst seit ein paar Wochen, doch sie hatte sie direkt ins Herz geschlossen. Nicht so sehr das Haus an sich – das alt und baufällig war –, sondern die Vorstellung, ein Sommerhäuschen zu besitzen. Die Freiheit. Das Gefühl, auf dem Land zu sein, raus aus der Stadt und dem ganzen Mist. Das Elend nicht sehen zu müssen, wenn sie frei hatte.

In Saltviken kannte niemand sie oder ihre Eltern, zumindest soweit sie wusste. Als sie die Anzeige gesehen hatte, hatte ihr Bauchgefühl ihr gesagt, sie solle sofort zuschlagen. Erst als sie bei der Besichtigung den bisherigen Besitzer traf, wurde ihr klar, dass dort im Frühjahr fürchterliche Dinge geschehen waren. Manche Menschen würden nicht mal im Traum daran denken, ein Haus zu kaufen, in dem jemand gestorben war. Sara ließ sich davon jedoch nicht abschrecken. Und nachdem es nur wenige Interessenten gab, hatte sie das Haus zu einem sehr guten Preis bekommen.

Im Wald und in der Natur ging es ihr am besten. Die Stille und die Erholung, der Kontrast zu ihrer Arbeit, bei der man nie wusste, was der Tag bringen würde, bei der man immer angespannt war, all das tat ihr gut. Sie musste jederzeit wach und bereit sein, Entscheidungen zu treffen, die nicht rückgängig gemacht werden konnten. Hoffentlich wird das Wochenende ruhig, dachte Sara. Hoffentlich benahmen sich die Leute trotz der Hitzewelle, gab es keine Prügeleien von Betrunkenen und, Himmel hilf, bitte keine Ertrunkenen. Keine kleinen Kinder, die ins Wasser gingen, wenn die Eltern eine Sekunde nicht aufpassten. Hoffentlich gab es nichts, was ihre Ruhe stören könnte.

Sie ging ins Schlafzimmer, um sich Trainingskleidung anzuziehen. Sie würde eine lange Runde über den Fluss hinaus zu ihren Eltern in Grössjö fahren, sich den Kopf freistram-peln, die Milchsäure in den Beinen spüren und nicht an den Tod denken.